

Bernd W. Seiler

Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

Johann Heinrich Döll Verlag

Kapitel 10

Kunstwerk oder Dokument?

Liest man das Nachwort, das seit 1951 allen Ausgaben der Lesmona-Briefe anhängt, erfährt man im wesentlichen zweierlei: zum einen, daß die Briefe „echte Lebensdokumente“ seien, außer einer diskreten Änderung der Namen „durchweg vor jeder Korrektur bewahrt“ geblieben, und zum anderen, daß das Buch ein poetisches Kunstwerk sei, eine Dichtung. Ob sich beides überhaupt miteinander verträgt, die Kunstkategorie gegenüber einer Dokumentensammlung nicht also von vornherein unangemessen ist, bleibe erst einmal dahingestellt, es kann später erörtert werden. Der maßgeblichere Teil dieser Doppelbestimmung ist auf jeden Fall die erklärte Echtheit der Briefe, vom Herausgeber auch noch dadurch verbürgt, daß er mitteilt, die Verfasserin habe eine Bearbeitung zwar noch gewünscht, er sie ihr aber ausgeredet, weil er nur „unheilbare Zerstörungen“ von ihr befürchtet haben würde. Das scheint jede weitere Frage überflüssig zu machen. Biermann-Ratjen war ein so vertrauenswürdiger Mann, daß man keinen Grund sieht, an seiner Versicherung zu zweifeln. Und nicht zweifelhaft bleibt auch, daß er selbst von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugt war.

Doch trifft sie auch zu, ist sie wahr? Um es rundheraus zu sagen: das tut sie nicht, die Briefe sind nicht durchweg echt, er hatte sich irreführen lassen. Was Magda Pauli ihm 1948 zu lesen gegeben hatte – sie kannten sich bereits aus den Jahren, da Gustav Pauli Direktor der Hamburger Kunsthalle war – waren maschinenschriftliche Abschriften ihrer Briefe, nicht die Originale, und für die Richtigkeit dieser Abschriften hatte er nichts als ihr Wort. Die Originale hatte sie damals vermutlich schon verbrannt, jedenfalls hat sie niemand mehr gesehen, und später hat sie auch das Typoskript wohl vernichtet. Doch warum auch zweifeln? Alles wirkte so echt, so natürlich, öffentliche Ereignisse, die zu einer strengeren Überprüfung hätten Anlaß geben können, kamen nicht vor, und im übrigen hatte man damals mit dem Büchermachen auch andere Sorgen, als in einem solchen Punkt allzu genau zu sein.

Und Magda selbst? Es sieht so aus, als habe sie eine so weitgehende Erklärung, wie Biermann-Ratjen sie dann abgab, gar nicht im Sinn

gehabt. Wenn sie ihm später noch abzurufen versucht hat, die Briefe bearbeiten zu dürfen, hat dies wahrscheinlich keinen anderen Grund gehabt, als die ihm gegenüber behauptete Authentizität zurücknehmen und die bereits vorgenommenen Eingriffe so absichern zu können. Da er darauf jedoch nicht einging, stand sie im Wort und mußte an ihm, um ihn nicht bloßzustellen, später auch festhalten. Andererseits war dieser Punkt für sie aber auch nicht so wichtig. Briefe bzw. ‚Schreiben‘ von ihr waren es auf jeden Fall, und ihre Erlebnisse waren es auch, und wenn sie hier und da etwas hinzugefügt, zusammengefaßt oder weggelassen hatte – wen ging das etwas an und wer würde es überhaupt je bemerken?

Im übrigen hatte sie sich diesen Briefen auch nicht in der Absicht zugewendet, aus ihnen ein Buch zu machen. Sie war eher zufällig auf sie gestoßen, im Jahre 1940, als sie ihren Hausstand in der Hagedornstraße auflöste (das Haus hat ihr aber noch bis zu ihrem Tod gehört) und in eine Wohnung in der Agnesstraße umzog. Sie öffnete die in einer Truhe verwahrten Bündel und sah sich so unversehens mit Erlebnissen konfrontiert, die sie seit mehr als vier Jahrzehnten von sich ferngehalten hatte. Gustav Pauli war seit zwei Jahren tot, der von ihm ausgehende Bann und Zwang erloschen – es muß ihr unfasslich, unbegreiflich erschienen sein, wie sie ihren Gefühlen einmal so hatte zuwider handeln können. Was hatte sie getan? Sie hatte sich unglücklich gemacht, sie hatte Percy unglücklich gemacht, sie hatte auch ihrem Mann keinen Gefallen getan, und an die Kinder durfte sie gar nicht denken. Eine Vernichtung der Briefe, wie sie vorgehabt hatte, kam nun nicht mehr infrage. Wenigstens wollte sie verstehen, was damals vorgefallen war, oder, was auf dasselbe hinauslief, sich ihr Verhalten erklären und sich dafür rechtfertigen.

Sie nahm die Briefe nach Tütsberg in die Lüneburger Heide mit, wohin sie sich aus dem bombenbedrohten Hamburg immer wieder zurückzog, und versenkte sich hier so in sie, daß ihr nur diese Vergangenheit noch lebendig und wirklich erschien. Sie ordnete sie, vervollständigte sie auch wohl um die eine und andere Begebenheit und schrieb sich vor allem ihre Empfindungen dazu mit von der Seele. Den Briefen dafür beizubehalten, war nur natürlich, so kam sie ihren Erinnerungen am nächsten, und so auch blieb Bertha der selbstverständliche Adressat. An eine Veröffentlichung hat sie dabei aber schwerlich schon gedacht, allenfalls mag sie erwogen haben, diese Vorgeschichte ihrer Ehe einmal Freunden oder Bekannten zu zeigen. Die Abschrift

oder Umschrift, die auf diese Weise entstand – möglicherweise ließ sie das ganze auch bereits mit Maschine abschreiben –, nahm sie 1943 nach Danneborth mit, wohin Berthas Bruder Ernst sie eingeladen hatte. Dort allerdings wäre das Manuskript fast verloren gegangen. Als sie im Frühjahr 1946 krank und unter abenteuerlichen Umständen nach Hamburg zurückkehrte, mußte sie es in dem von Flüchtlingen überfüllten Gutshaus zurücklassen, und sein Schicksal war längere Zeit ungewiß. Erst 1947 wurde es ihr von einer Schellhass-Verwandten nachgebracht. Und erst jetzt vermutlich begann sie auch eine Veröffentlichung zu erwägen. Dabei hat ihr, wenn nicht alles täuscht, auch ein Roman als Vorbild gedient. 1947 war erstmals Jean Websters *Daddy-Long-Legs* auf deutsch erschienen, eine fiktive Sammlung von Mädchenbriefen aus dem Jahre 1912, die in Stil und Tonfall den ihren nicht unähnlich sind. Dies mag ihr die Idee eingegeben haben, daß auch ihre Briefe sich wie ein Roman würden lesen lassen, und sie vervollständigte alles so, daß es auch einem Außenstehenden verständlich und zugänglich werden konnte. Diese Bearbeitung gab sie dann Biermann-Ratjen zu lesen, der, ebenso beeindruckt wie später die Buchleser, sofort den Druck empfahl. Doch sie zögerte noch, es beunruhigte sie das Indiskrete daran, und mehr als zwei Jahre lang mußte er ihr zureden, bis sie der Veröffentlichung – mit veränderten Namen und unter einem Pseudonym – schließlich zustimmte.

Wie hat sich nun dieser Bearbeitungsvorgang auf die Briefe ausgewirkt, oder richtiger: wie ist er aus den Briefen, da die Originale nicht mehr existieren, zu belegen? Zwei Arten von Eingriffen lassen sich unterscheiden: einmal die, die der inneren Erschließung ihrer Erlebnisse und zumal ihrer Selbstrechtfertigung dienen und die also bereits auf der ersten Bearbeitungsstufe vorgenommen wurden, und zum anderen die, die den äußeren Ablauf betreffen und also vermutlich erst bei Planung der Veröffentlichung hinzugekommen sind. Zuerst aufgefallen sind aber diese letzteren, weil Magda Pauli hier relativ sorglos auch in außerhalb dokumentierte Geschehnisse eingegriffen hat. Um mit dem eindeutigsten Fall zu beginnen: Berthas Sohn Wolfgang ist nicht, wie die Briefe besagen, erst Ende Februar 1896 geboren worden, sondern bereits am 3. Februar, was sie, da die Geburt am 4. Februar öffentlich angezeigt worden ist, fraglos auch gewußt hat. So kann es also nicht sein, daß sie noch am 9. Februar eine Einladung des Wortlauts von Max Jänecke erhält, sie solle Bertha vor der Niederkunft noch einmal besuchen, daß sie im Anschluß an den Besuch am 14.

Februar schreibt, mit dem Kind werde es nun wohl bald so weit sein, und daß sie erst am 28. Februar – in einem merkwürdig unscharfen Zeitabstand – die Geburt registriert. Mit anderen Worten: die meisten Februarbriefe können so, wie sie in ihrem Buch stehen, nicht gelautet haben, bzw. sie sind überwiegend sicherlich gar nicht geschrieben worden. Nicht der Brief über die Hochzeitsvorbereitungen vom 7. Februar, nicht der über ihre zukünftige Situation in Dresden vom 8., nicht der über die Einladung in das Haus des Schwiegervaters vom 9. (allein diese Abstands-dichte – drei lange Briefe in drei aufeinander folgenden Tagen!), und auch nicht – jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt – die Mitteilung, daß Percy ihr den Ring seiner Mutter geschickt habe. Dieser mit „Februar, Mittwoch“ datierte Brief, der im Kern sicherlich echt ist, dürfte vielmehr schon von Anfang Februar stammen, da das Kind hier noch erwartet wird.

Warum nun aber dieser Eingriff? Sein Zweck sind fraglos die eingefügten Briefe selbst, für die die Verschiebung von Berthas Niederkunft unabdingbar war. Denn an diese noch seitenlange Briefe über Percy, Gustav Pauli, ihre Heiratssorgen usw. zu schreiben, wenn man jene bereits mit ihrem Kind befaßt und zunehmend in Lebensgefahr wußte, das ging nicht, es hätte gefühllos gewirkt, es hätte ihre ganze Geschichte beschädigt. Wollte sie also die Entwicklung dieser letzten Wochen in Briefform noch einbeziehen, mußte der Geburtstermin aufgeschoben werden. Dabei brauchte sie ihre Hinzufügungen noch nicht einmal als Verfälschung zu empfinden. Den Besuch in Hannover vom 11. bis zum 14. Februar 1896 hat sie zweifellos gemacht, die Angaben dazu sind auf charakteristische Weise genau, und so wird sie über all diese Dinge mit Bertha sehr wohl gesprochen haben. Die Verschiebung des Geburtstermins fiel demgegenüber nicht ins Gewicht, das Kind hatte ohnehin nicht lange überlebt.

Zieht man die Möglichkeit solcher Eingriffe erst einmal in Betracht, wird man auch an anderen Stellen stutzig. Was ist z.B. mit dem Brautfest ihres Bruders in der Vahr und damit dem Zeitpunkt ihrer heimlichen Verlobung? Nach einer Vorankündigung soll dieses Fest Ende September 1894 stattfinden, und der nachträgliche Bericht darüber steht auch passend dazu in einem Brief vom 28. September aus Norderney. Bei Gustav Pauli hingegen liest man, das Fest habe Ende August, also vier Wochen früher, stattgefunden – und man beginnt zu überlegen. Ein abendliches Gartenfest mit Lampions usw. noch Ende September? Und warum steht der Brief vom 25. Juli, in dem sie diesem

Fest entgegensieht, mitten unter den Briefen der zweiten Augushälfte? Wollte sie ihn im Zusammenhang mit der Umdatierung zu einem Augustbrief erst erklären, hat die Angleichung der Datumszeile dann aber vergessen?

In der Tat, danach sieht es aus, und beweisen läßt es sich mit der *Fremdenliste* des Seebades Norderney. Für zehn Pfennig täglich neu ausgegeben, wurde in ihr mitgeteilt, wer jeweils wo neu abgestiegen war, und hier nun wird die Anwesenheit von Konsul Carl Theodor Melchers mit Frau, Bedienung und zwei Kindern (Carly war also gleich mit angemeldet worden) bereits für den 31. August verzeichnet. Damit kommt für das Brautfest nur Sonntag, der 26. August, infrage. Am 27. ist man gereist (die Mutter bleibt wegen des frühen Aufbruchs am nächsten Morgen sogar zu Hause), und am 28. (August, nicht September) schreibt Magda ihren das Ereignis noch heiß berichtenden Brief. Warum sie das Ganze in der Überarbeitung um einen Monat aufschiebt (wobei sie den Juli mit einigen belanglosen Kurzbriefen füllt), ist auch nicht schwer zu durchschauen: sie wollte zwischen ihrem Lesmona-Erlebnis und der Verlobung etwas mehr Zeit vergehen lassen. Noch bis in den Juli hinein mit Percy zusammen gewesen, fürchtete sie, in ihren Liebesbekenntnissen unglaublich zu werden, wenn sie sich dann schon so kurze Zeit später mit Gustav Pauli verloben konnte. Andererseits zeigt dies aber auch ihr schlechtes Gewissen an: sie konnte sich das rücksichtslose Austreten ihrer Neigung für Percy nicht verzeihen.

Das zieht die Frage nach sich, ob sie den Lesmona-Aufenthalt dann nicht auch früher hat beginnen lassen. Etwas lang sollte einem dieser Aufenthalt ohnehin vorkommen: vom 17. Mai bis Ende Juni, also volle sechs Wochen. Und noch dazu hat sie die ganze Zeit über Sommerwetter – wann schon ist dies in Norddeutschland der Fall? Und in der Tat, der Mai 1894 war kalt, wie dem täglichen Wetterbericht der *Neuen Preussischen Zeitung* zu entnehmen, mit Mittagstemperaturen von kaum über 13 Grad und viel Wind und Regen. Erst ab Mitte Juni wurde es schön, und erst am Sonntag, dem 17. Juni (und nicht schon am 17. Mai) wird sie bei ihrem Onkel eingetroffen sein. Ihre Eltern nämlich, nach Bad Wildungen gefahren, haben sich dort laut Kurliste am 9. Juni 1894 angemeldet, und da Magda schreibt, daß sie in der ersten Woche nach ihrer Abreise noch bei ihrer Kusine wohnt, muß auch hier eine Umdatierung von einem Monat vorliegen. Die Begegnung mit Percy kann demnach nur drei Wochen gedauert haben,

länger als vier Wochen hielten sich die Eltern in einem Kurort nicht auf. Für ihr Liebeserlebnis genügten diese drei Wochen natürlich auch. Nur hätten ihre Erinnerungen daran dann zu Briefen beinahe Tag um Tag führen müssen, und das hätte doch unwahrscheinlich ausgesehen. Mit der Vorverlegung konnte sie also sowohl den Zeitabstand zu ihrer Verlobung nochmals verlängern (Percy kann nun zwei Wochen früher abreisen), als auch über diesen Aufenthalt selbst ausführlicher berichten. Die Originalbriefe waren ihr hier einfach nicht vollständig genug.

Etwas anders liegen die Dinge für einen Brief von Anfang April 1895 aus Crockhamhill. Hier schreibt sie, daß sie am Ostermontag mit Percy auf dem Weg zum Bahnhof den Abendstern gesehen habe, und erinnert Bertha daran, daß sie einmal beide in Danneborth früh den Morgenstern beobachtet hätten, der ja derselbe Stern – die Venus – sei. Auch diesmal sei sie deshalb wieder früh aufgestanden und habe sich den Morgenstern angesehen und in der Stille dieser Stunde auch einen gewissen Trost für sich und ihren Kummer gefunden. Ein aufrichtig gefühltes Erlebnis, so scheint es – und doch mit dem Makel behaftet, daß Abend- und Morgenstern um Monate voneinander getrennte Konstellationen der Venus sind. Zu Ostern 1895 war sie als Abendstern in der Tat schön zu sehen, dieser Briefteil stimmt. Doch was war am nächsten Morgen? Ist sie hinausgelaufen, hat nichts gesehen, wollte Bertha den Mißerfolg aber nicht eingestehen? Oder hat sie sich ihren Morgenausflug, um an die Freundin etwas zu schreiben zu haben, nur ausgedacht? Eins ist so unwahrscheinlich wie das andere. Vielmehr wird sie sich bei Erwähnung des Abendsterns in dem Originalbrief an die einstige Beobachtung des Morgensterns erinnern und dieses Erlebnis zur Darlegung ihrer Empfindungen hier eingefügt haben.

Gelegentlich ist die nachträgliche Bearbeitung aber auch an der Formulierung zu erkennen. Aus London beispielsweise, wo sie am 20. März 1895 ankommt, teilt sie fünf Tage später mit, daß sie wegen der ständigen Pflicht, zum Dinner im Abendkleid erscheinen zu müssen, zusätzlich zu den beiden mitgebrachten Kleidern ein Kleid zum Wechseln gekauft bekommen habe, sie „trage es nun sehr viel“. Fünf Tage nach der Ankunft trägt sie das neue Kleid ‚sehr viel‘? Allenfalls wird es ihr doch an diesem Tag ausgesucht oder für sie in Auftrag gegeben worden sein. Oder sie erörtert wenig später, daß sie vor der Frage stehe, ob sie ihre Verlobung rückgängig machen und dann gleich in London bleiben solle; denn sich von Pauli zu trennen und wieder zu

den Eltern zurückzukehren, „das war inzwischen für mich unmöglich geworden“. ‚War inzwischen geworden‘? Wer drückt sich so aus, wenn er um eine Entscheidung noch ringt oder bestenfalls zu einem Entschluß gerade gekommen ist? Auch hier hat sie also die damaligen Vorgänge aus der Erinnerung vervollständigt, d.h. sich zumal ihre Entscheidungsqualen bei jenem Aufenthalt noch einmal deutlich vor Augen führen wollen.

Damit sind wir bereits bei jenen Ergänzungen, die sie mehr um ihrer eigenen Orientierung willen – und also vermutlich schon in der ersten Bearbeitungsphase – vorgenommen hat. Zu ihnen gehört auch, was sie angeblich von ihrem Vater nach London geschrieben bekommt. Wie sie Bertha mitteilt (in einer vollständigen Abschrift des Briefes, schon das ist merkwürdig), unterrichtet er sie davon, daß er Paulis erneuten Heiratsantrag inzwischen positiv beschieden und alles für das Verlobungsfest Erforderliche arrangiert habe. Auch die Anzeigen seien schon gedruckt, sie solle es sich jetzt bloß nicht noch anders überlegen. Wie? Und das von demselben Vater, der sich dieser Verbindung noch ein halbes Jahr vorher mit allen Mitteln widersetzt hat? Das liegt doch jenseits aller Wahrscheinlichkeit, und es liegt natürlich auch jenseits dessen, was sie sich je von ihren Eltern hätte bieten lassen. Das einzig Denkbare ist doch hier nur, daß der Vater ihr von Paulis erneutem Antrag Mitteilung gemacht und sie gefragt hat, was nun werden solle – notfalls seien sie, die Eltern, jetzt einverstanden. Nur so läßt sich auch erklären, daß für sie in London noch einmal alles auf der Kippe steht. Daß sie die Sache so hinstellt, als habe der Vater ihr keine Wahl gelassen, ist nur der Versuch, den gesellschaftlichen Druck, unter dem sie sich bei dieser Entscheidung stehen sieht, den Eltern persönlich anzulasten, was allenfalls insoweit stimmt, als diese sie nicht loyal beraten hatten.

Daß dies in einer ersten, noch stark emotionalen Phase der Auseinandersetzung geschehen sein muß, sieht man daran, daß sie später bemüht ist, ihre Eltern wieder zu entlasten. Hier sind besonders die Bertha-Briefe zu nennen, die zweifellos überwiegend nicht echt sind. Wiederholt hält sie sich in ihnen vor, daß ihre Bindung an Gustav Pauli Schicksal sei und ihre Eltern für sie nichts könnten. Daß der Bertha zugeschriebene lange Schlußbrief nicht echt sein kann, geht schon aus dem verschobenen Geburtstermin und Berthas Krankengeschichte hervor. Hier wird sie allein noch die Bleistiftzettel erhalten haben, die sie erwähnt. Aber auch für die früheren Briefe bestehen

Zweifel. In einem von ihnen heißt es, wie schon früher berührt, Percy sei 23 Jahre alt, so daß Magda wegen der zwei Jahre Abstand hier 21 sein müßte. Sie ist jedoch gerade erst 20 geworden – und dies sollte Bertha übersehen haben? Magda Pauli hingegen irrt sich in ihren Rückblicken in solchen Angaben oft, im Abstand des Alters waren sie ihr nicht wichtig. Aber auch alles andere, was Bertha ihr an Belehrungen zuteil werden läßt, wirkt – zumindest in dieser Bündelung – wenig glaubhaft. Allenfalls findet sich hier also aus verschiedenen Briefen zusammengefaßt, was sie ihrer eigenen leidenschaftlichen Sicht noch entgegenzuhalten wünschte.

Deutlich geprägt hat diese leidenschaftliche Sicht auch das Bild Gustav Paulis. Nicht daß es den Originalbriefen an entsprechend negativen Zügen gefehlt haben wird, aber sie sind doch schwerlich schon so scharf hervorgetreten, wie sich das uns in der Veröffentlichung darstellt. So heißt es z.B. in dem Brief aus Norderney, Rudis Briefe an sie seien „zuerst sehr, sehr schön“ gewesen, würden ihr „jetzt“ aber schon ziemlich langweilig. Wenn dies jedoch ein Brief wenige Tage nach der Verlobung ist – wie oft kann er ihr dann schon geschrieben haben? Vermutlich ist noch nicht einmal sein offizieller Heiratsantrag bei den Eltern eingegangen, den sie hier ebenfalls erwähnt und als schon beantwortet behandelt. Mit anderen Worten: Sie hat an dieser Stelle etwas ausgesprochen, was sie zu diesem Zeitpunkt unmöglich schon erkannt haben konnte. Dadurch allerdings trägt sie auch einen gewissen Widerspruch in ihre Situation hinein. Es ist derselbe Widerspruch, der einem auch für ihr Gesamtverhalten zu schaffen macht: daß sie dies alles an ihrem Verlobten wahrnimmt und sich dennoch nicht von ihm trennt.

Irritieren kann einen hier zumal das rigorose Postskriptum, das sie einem ihrer Briefe aus England hinzufügt. „Denke nicht, daß ich jemals Rudi gegenüber ein schlechtes Gewissen hätte“, schreibt sie zur Rechtfertigung ihrer Kontakte zu Percy, „nein – nicht die Spur! Ich weiß und fühle, daß er noch ganz andere Erlebnisse hat.“ Wie jedoch hätte sie bei solchem ‚Wissen‘ gerade zu dieser Zeit in die Verlobung verbindlich einwilligen können, und wie konnte sie vorhersehen, daß sie in dieser Hinsicht *jemals* kein schlechtes Gewissen ihm gegenüber haben würde? Sie habe *niemals* ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber gehabt, soll dies – im Rückblick – besagen, eben weil seine ‚ganz anderen Erlebnisse‘ ihr zu eigenen Wegen jedes Recht gegeben hätten.

Die deutlichste Abrechnung dieser Art, fast schon im Ton des Triumphes gesprochen, findet sich aber in dem Bertha zugeschriebenen Brief vom 22. Januar 1896, demselben, der sich bereits durch die falsche Altersangabe verdächtig macht. Viel Schönes werde sie sicherlich noch erleben, sagt sie sich hier im Namen Berthas voraus, „denke dann mal an mich, ob ich recht habe!“ (als ob jene ihren Tod hätte vorherwissen können!). Und dann weiter: „Ein Mädchen wie Du – und später, wenn Du noch reifer sein wirst, eine Frau wie Du – das ist doch ganz ausgeschlossen, daß Du nicht irgendwo noch Dein Glück findest. Und sollte Rudi wirklich auf die Dauer blind sein und nicht erkennen, *wie Du bist*, so erkennt es eben ein anderer.“ Ein starkes Stück, wenn man es sich als den Trost einer jung verheirateten Frau an ihre noch unverheiratete Freundin vorstellt, und natürlich hat es diesen Trost auch nicht gegeben. Magda wollte sich nur dafür rechtfertigen und zugleich ihre Befriedigung darüber zum Ausdruck bringen, daß sie sich *alles* dann doch nicht hatte gefallen lassen. Sie hatte auch ihren Stolz, es mußte einmal gesagt werden.

Auf der anderen Seite werden deshalb aber auch manche ihrer Liebesbekenntnisse zu Percy erst nachträglich in die Briefe hineingelangt sein. Dafür spricht bereits eine konventionelle Schranke, und wenn sie nicht, dann der Umstand, daß es Bertha gegenüber solcher Deutlichkeit nicht bedurfte. Es ist einfach das ganze Dilemma ihrer Ehe, das sie rückblickend in ihre Beziehung zu Percy hineinprojiziert, und so wie das Bild ihres Mannes dadurch verlor, mußte das des Geliebten dadurch gewinnen. Insofern ist es aber auch falsch zu folgern, daß sich die Dinge später schon eingerenkt hätten und es ganz so schlimm, wie man es nach den Briefen befürchten müßte, nicht gekommen sei. Das Gegenteil trifft zu: gerade weil es schlimm kam, nimmt sie den Weg in diese Ehe rückblickend als ein einziges Verhängnis wahr. Die Vorstellung, Gustav Pauli ohne Not geheiratet zu haben, wird ihr sogar so unerträglich, daß sie sich lieber äußere Zwangslagen erfindet (siehe den Brief ihres Vaters nach London), als ihren eigenen Antrieben (um nicht zu sagen: ihrer Schwäche) auf den Grund zu gehen: mache man sich klar, was dies als Bilanz einer Ehe bedeutet. Im übrigen kann man aber auch so nur verstehen, warum Bertha ihren Bekenntnissen gegenüber so vergleichsweise ungerührt bleibt. Hätte sie wirklich diese Briefe erhalten, sie hätte ein Herz von Stein haben müssen, ihrer Freundin nicht in den Arm zu fallen. Vielleicht ist dies überhaupt die größte Unwahrscheinlichkeit an dieser Briefkonstruktion – oder Ber-

tha gegenüber das größte Unrecht, da sie so unempfindlich zweifellos nicht war.

Trotzdem jedoch, trotz dieser Eingriffe, sollte eins unbezweifelt bleiben: daß ein großer Teil der Briefe auch echt ist bzw. eine zu großen Teilen echte Substanz in ihnen steckt. Magda Pauli hätte ein phantastisches Gedächtnis haben müssen, hätte sie dieses detailgenaue und auch in seinen inneren Beziehungen weithin stimmige Briefwerk bloß aus der Erinnerung entworfen. Gerade auch, weil sich ihre Erfindungen so verhältnismäßig sorglos zu erkennen geben, läßt sich dies sagen. Bei einer mit Bedacht vorgenommenen Konstruktion hätten sich die vorhandenen Bruchstellen leicht vermeiden lassen. Aber auch den natürlichen Ton dieser Briefe hätte sie ohne ein entsprechendes Fundament nicht gefunden. Es gehört mit zu den Enttäuschungen der anderen Schriften, die sie hinterlassen hat, daß sie über diesen Ton dort nicht mehr verfügt, daß ihr diese feste und zugleich anmutige, diese sorglose und zugleich genaue Sprache dort nicht mehr gegeben ist. Und zuletzt noch ein psychologisches Moment: die Erklärung, es seien dies ihre Mädchenbriefe, hat ihr anderen gegenüber nie Verlegenheit bereitet, selbst gegenüber engsten Freunden hat sie immer zu ihr gestanden. Die Briefe als Erfindung vorausgesetzt, wäre dies etwas, was eine so spontane und offene Natur, wie sie war, nie fertiggebracht hätte.

Daß sie diese Briefe so dann auch veröffentlicht hat, hat aber noch einen besonderen Grund. Es ist nur auf dem Hintergrund von Gustav Paulis Lebenserinnerungen zu verstehen. So verletzend nebensächlich, wie ihre Rolle darin war, und wie er sie im Zusammenhang mit den Elogen auf seine Tanzstundendame auch noch subtil beleidigt hatte – wer konnte da von ihr Zurückhaltung verlangen? Die Öffentlichkeit verstand dies auch recht gut. „Mußten wir die Hypotheken dieser Ehe kennenlernen?“ fragte die FRANKFURTER ALLGEMEINE streng und befand, das Andenken des betreffenden ‚Gelehrten‘ (den man also natürlich erkannte) hätte doch eine gewisse Schonung verdient. Als sie dann jedoch ein paar Ehrenerklärungen für Gustav Pauli abgab – in der *Goldenen Wolke*, aber auch in Gesprächen und Briefen –, verlor sich die Peinlichkeit, und man verständigte sich darauf, daß alles halb so schlimm gewesen sei. Außerdem: wen stören solche Enthüllungen schon wirklich? Den engsten Familienkreis vielleicht, da hier für Bekenntnisse dieser Art kein Platz ist. Ansonsten jedoch nehmen wir an ihnen nur das Menschliche wahr, und der sich zu

seinen Neigungen und Abneigungen bekennde Mensch wird uns nur um so sympathischer.

So gewann sich auch Magda Pauli aufgrund ihres Buches eigentlich nur Freunde hinzu. Sie war oft eingeladen, viel auf Reisen, hatte oft und immer jünger werdenden Besuch, und wer Gelegenheit hatte, sie erzählen zu hören, dem hinterließen ihr Witz und ihr Temperament einen lange bleibenden Eindruck. „Es ging nicht an, sich um sie zu ‚kümmern‘“, formulierte es ein Verehrer, der sie aus diesen späteren Jahren kannte, „sie hielt Hof“. Eine besondere Freude war es ihr, im Juni 1953 auch Thomas Mann kennenzulernen, der aus Anlaß einer ‚Krull‘-Lesung in Hamburg von Biermann-Ratjen eingeladen und dabei mit ihr zusammengeführt worden war. Noch zwölf Jahre später kam Katia Mann in einem Brief an sie auf diese Begegnung zurück. Zur Feier ihres 90. Geburtstages versammelten sich im Bremer Focke-Museum 120 Gäste, und selbst der Bremer Senat, obwohl sie längst keine Bremerin mehr war, ließ es sich nicht nehmen, eine Abordnung zu schicken. Sie hatte sich in das Lebensbild ihrer Vaterstadt einfach unvergeßlich eingeschrieben.

Was sie nicht mehr erlebte, war die Verfilmung ihres Briefwerkes. Zwar hatte sie schon in den 60er Jahren die Rechte dazu vergeben und das Vorhaben auch mit Interesse verfolgt, aber alle unternommenen Anläufe scheiterten daran, daß der Film, sollte er halbwegs echt auch die Schauplätze ihrer Erlebnisse ins Bild bringen, einfach unbezahlbar zu sein schien. Erst 1987, sie war längst auf dem Riensberger Friedhof begraben, kam die sechsteilige Fernsehserie von Radio Bremen heraus. Hätte sie Freude an ihr gehabt? Alles Bildliche daran, auch ihr eigenes jugendliches Ebenbild, hätte ihr sehr, sehr gefallen – bis hin auch wohl zu dem Eingeständnis, daß so adrett, so hübsch, so gepflegt die damalige Welt dann doch nicht war. Aber auch vielen Einzelszenen hätte sie zustimmen können (andere allerdings, wie die im Bremer Ratskeller, schlicht absurd gefunden), hätte sich an der frischen und natürlichen Sprache erfreut und im ganzen nicht wenig von der Stimmung ihrer Briefe hier wiedergefunden.

Aber hätte ihr auch gefallen, was man aus ihrer Geschichte gemacht hat? Der Drehbuchautor ist damit umgegangen, als hätte man es hier nicht mit einem bezeugten Leben, sondern mit einem Romanstoff zu tun, den man auch beliebig anders auffassen kann. Reden wir nicht davon, daß bei den Nebenfiguren und Nebenhandlungen allerlei um-

gedeutet und abgewandelt worden ist – das darf eine solche Verfilmung schon machen. Aber warum wurde auch die Haupthandlung in ihren einprägsamsten, unverwechselbarsten Zügen auf den Kopf gestellt? Als im Film Percy Magda fragt, ob sie die notwendigen fünf Jahre auf ihn warten wolle, fällt diese ihm jubelnd um den Hals und will warten – um ihm bald darauf in der gewöhnlichen weiblichen Schwachheit zu eröffnen, daß sie den Einflüsterungen Dr. Retbergs leider nicht standgehalten habe. Gerade hier, wo sich ihr Entscheidungsproblem und in ihrem ‚Nein‘ auch ihre Aufrichtigkeit am ergreifendsten zeigt, weicht der Film in billige Durchschnittspsychologie aus – wie bringt jemand dies bloß über sich. Aber der Film bringt es auch über sich, aus den sechs Tagen, die Bertha vor Magdas Hochzeit stirbt, einen Tag zu machen. Sechs Tage sind natürlich nichts, da könnte ja jeder Zeitabstand infrage kommen. Ein Tag muß es sein – darin zeigt sich das Meisterwerk!

Das größte Unrecht hat dieser Film allerdings der Person Percys angetan. Schon, daß er vom äußeren Eindruck her zehn Jahre älter ist als Magda, macht ihn gewissermaßen unmöglich, und entsprechend unmöglich ist auch die Rolle, die er zu spielen hat. Zu Magda immer irgendwie auf Abstand bleibend, läßt er sich von ihr anhimmeln, redet sich in der Heiratsfrage vage auf Geldschwierigkeiten hinaus und hat es am Ende gar nicht besser verdient, als daß die Entscheidung gegen ihn fällt. Nur sie leider hat sich von diesem Schwerenöter eine Zeitlang betören lassen. Denn ärger geht's nicht: neben allerlei anderen Affären hat er auch noch ein Verhältnis mit seiner Londoner Tante, die er in Chelsea in irgendwelchen Hinterzimmern trifft. Wenn man bedenkt, welches Denkmal Magda ihm mit ihrem Briefwerk hat setzen wollen, und erst recht, wenn man weiß, wozu er sich um ihretwillen tatsächlich hat hinreißen lassen, ist dies ihm gegenüber eine wirkliche Untat. Aber auch der Konflikt, in dem Magda steht, ist damit natürlich nicht mehr derselbe. So wie sich der Percy des Filmes darstellt, bleibt von ihren wahren Sorgen um diese Liebe nichts übrig, es wird einfach der ganze Zusammenhang ihres Verhaltens zerstört.

Doch kehren wir zu dem Briefwerk zurück, von dem noch zu klären ist, um was für eine Art Werk es sich eigentlich handelt. Echte Dokumente sind es nicht – also um so mehr ein Kunstwerk? Biermann-Ratjen in seinem Nachwort begründet den Kunstcharakter so, daß alles an diesem Werk zueinander passe, alles wie von Künstlerhand

aufeinander bezogen sei. Der mitten ins Geschehen springenden Einleitung folgten drei das Thema Heirat ‚präludivierende Vorerlebnisse‘, an sie schließe sich mit der leitmotivlichen Frage der Wartezeit die Haupthandlung an, aus welcher sich wiederum mit unerbittlicher Notwendigkeit das Ende entwickle, das dann aber mit dem Abbruch der Briefe eindrucksvoll im Dunkeln gelassen sei u.a.m. Kunstvoll verwandelten sich auch gewöhnliche Dinge in Symbole – ihre Schmuckstücke, der Distelstrauß, der aus dem Fenster geworfene Nachtopf –, kunstvoll gestalte sich das Mitspiel der Nebenpersonen, kurz, es wirke alles so vollendet, als habe nicht das Leben, sondern ein großer Dichter diese Geschichte entworfen.

Eine einleuchtende Argumentation? Auch wenn sich hier nun herausgestellt hat, daß die Briefe im ganzen komponierter sind, als Biermann-Ratjen vermutet, muß man ihm doch auf der ganzen Linie widersprechen. Zwar sagen wir wohl mitunter ‚Wie in einem Roman!‘, wenn wir von aufregenden Schicksalen hören, sind uns aber natürlich immer darüber im klaren, daß grundsätzlich nicht das Leben die Kunst, sondern die Kunst das Leben nachahmt und ein künstlerisches Lob an das Leben für seinen so oder so sich gestaltenden Verlauf nicht infrage kommt. Oder sollte Bertha deshalb kurz vor Magdas Hochzeit gestorben sein, damit deren Briefsammlung ihren meisterhaft offenen Schluß bekam? Eine bestimmte Art von Kunstgläubigkeit kommt aber – bis heute – nicht darüber hinweg, daß ein laienhaft-kunstloser Lebensbericht dieselbe Wirkung haben kann wie ein Roman, und dies, obwohl es doch Zeugnisse dieser Art mehr und mehr gibt. Auch übrigens Thomas Mann reagierte hier irritiert. Man nehme an den Lesmona-Briefen „herzlicher teil als an so mancher komponierten Fiktion, die man als solche loben muß“, schrieb er an Biermann-Ratjen, fügte aber, sich gleichsam beruhigend, noch hinzu, daß „ein bißchen Fiktion“ auch hier wohl im Spiele sei. So richtig er dies demnach herausgewittert hatte – er scheint sich doch auch gefragt zu haben, was Berufsschriftstellern noch zu tun bleibe, wenn sich aus den Briefen neunzehnjähriger Mädchen solche Bücher machen ließen.

Magdas Briefwerk ist also kein Kunstwerk, keine Dichtung, wenn dieser Begriff noch einen Sinn haben soll, sondern es gehört zu den autobiographischen Schriften, den Lebenserinnerungen. Denn wenn sie auch ihren damaligen Berichten manches hinzugefügt, dies und jenes geändert hat: es bleiben ihre Erinnerungen, und verglichen mit

dem Gros solcher Erinnerungen sind die Ihren sogar besonders genau. Ihre Eingriffe betreffen im großen und ganzen nur Dinge, die ihr damals entweder noch nicht voll bewußt waren oder die aus äußeren Gründen – aus Zeitmangel, weil Bertha Bescheid wußte, manchmal auch vielleicht aus Mitteilungsscheu – in ihre Briefe nicht hineingelangt sind. Auch die Art und Weise, wie sie dabei vorgegangen ist, hat mit künstlerischem Kalkül nichts zu tun. Sie hat ihre spontan entstandenen Niederschriften im Alter nur noch einmal genauso spontan ‚überschrieben‘, ein Arrangement nach Wirkungsgesichtspunkten lag ihr fern. Allenfalls die Briefe im einzelnen mag man deshalb kunstvoll nennen, weil schließlich nicht jeder solche Briefe schreiben kann, für die Sammlung im ganzen jedoch ist der Begriff des Kunstwerkes unangebracht.

Etwas anders steht es um die Bezeichnung *Roman*. Zum einen liegen romanhaftes und autobiographisches Erzählen ohnehin nahe beieinander, zum anderen aber gibt es einen Romantyp, dem *Sommer in Lesmona* geradezu mustergültig entspricht. Das ist der Briefroman, und zwar nicht nur wegen der verwendeten Briefform, sondern auch wegen des deklarierten (und nicht vorhandenen) Dokumentarcharakters. Anders nämlich, als es die nachträgliche ‚Roman‘-Bezeichnung für diese Werke besagt, wurden sie ursprünglich gerade nicht als Fiktion angeboten, sondern als echte Briefe, und das Publikum hat sie vielfach auch so verstanden. Ihr Echtheitsanschein sollte sie von der gewöhnlichen Romanware gerade vorteilhaft unterscheiden. Goethe z.B. veröffentlichte seine *Leiden des jungen Werthers* nicht unter seinem Namen, sondern als anonymen Herausgeber, betonte in der Vorrede, daß er alle mitgeteilten Schriftstücke ‚mit Fleiß gesammelt‘ habe, entschuldigte sich in Fußnoten dafür, daß er einige Namen aus Gründen der Diskretion habe ändern müssen, bat, den gleichwohl zu erkennen- den Andeutungen nicht weiter nachzugehen, kurzum, stattete sein Werk mit ganz denselben Wahrheitsversicherungen aus wie in unserem Falle Biermann-Ratjen die Briefe von ‚Marga Berck‘. Selbst als sich herausstellte, daß der in Wetzlar zum Selbstmörder gewordene Karl Wilhelm Jerusalem *nicht*, wie vermutet, Werther war, erledigte sich die dokumentarische Lesart nicht. Man projizierte nun Goethes Lotte-Erlebnis in die Briefe hinein, und zu gewissen Teilen war das ja auch nicht falsch. An der Authentizität von *Sommer in Lesmona* wäre – selbst bei Nachweis einzelner Erfindungen – zur Goethezeit also von niemandem gezweifelt worden, es sei denn, eine ‚Marga Berck‘ hätte

sich nicht entdecken lassen, so daß man Biermann-Ratjen selbst für den Verfasser hätte halten müssen.

Auf der anderen Seite waren aber auch die echten Briefsammlungen damals noch keineswegs in der Weise authentisch, wie wir dies heute gewohnt sind. Zumal wenn die Verfasser der Briefe zugleich ihre Herausgeber waren, wurde großzügig korrigiert, erweitert, hinzugefügt, Hauptsache, die Sammlung belehrte und unterhielt. Bettina von Arnim z.B. verfaßte 1834 zu ihrem *Briefwechsel mit einem Kinde*, der vorgeblichen Dokumentation ihrer Beziehung zu Goethe, reihenweise Goethebriefe selbst und schrieb sich erst recht eigene in großer Zahl hinzu. Den Anklang, den ihr Buch fand, beeinträchtigte das nicht, nicht einmal, als ein entsprechender Verdacht allgemein war. Aber es war ja auch zumeist schwierig, solche Vermutungen zu erhärten. Bei Bettina dauerte es mehr als zwei Jahrzehnte, bis die Goethe-Philologie das ganze Ausmaß ihrer Hinzuerfindungen nachgewiesen hatte, und in anderen Fällen weiß man bis heute nicht, welche Briefe in solchen Sammlungen echt, welche erfunden sind.

Im 19. Jahrhundert erschienen dann allerdings zunehmend Briefsammlungen, für deren Echtheit sich Empfänger, Herausgeber und Verlage verbürgten, und neben ihnen hatten die nicht beglaubigten Sammlungen einen immer schwereren Stand. Auch stammten die Briefe nun meistens von Leuten, deren Lebenswege man kannte, es wurde angegeben, in wessen Händen sich die Originale befanden oder man druckte einzelne von ihnen im Faksimile ab. Das entwertete auch den Briefroman. Da der Anschein der Echtheit für ihn nicht aufrecht zu erhalten war, sah diese Form nur mehr angestrengt künstlich, wie eine Marotte aus, und kam mehr und mehr außer Kurs. Wenn in einzelnen Fällen späterhin solche Romane noch ein Erfolg wurden, mußten schon besondere Bedingungen vorliegen. Elisabeth von Heykings *Briefe, die ihn nicht erreichten* von 1903 z.B. waren ein solcher Fall. Anonym erschienen, wurde ihre Herkunft zwar bald aufgedeckt und damit auch der Romancharakter des Werkes offenbar, aber seine Nähe zur Lebensgeschichte der Verfasserin ließ es auch dann noch erfolgreich sein. Eine andere ungewöhnliche Bedingung lag bei Jean Websters *Daddy-Long-Legs* vor, einem als Roman zwar sofort erkannten Werk, in dem die Briefe jedoch in einer reizvollen Funktion stehen: Die siebzehnjährige Waise Judy Abbot, der ein ihr unbekannter Gönner einen Collegebesuch finanziert, muß diesem als Gegenleistung jeden Monat einen Brief schreiben, und diese Briefe beeindruckten ihn so,

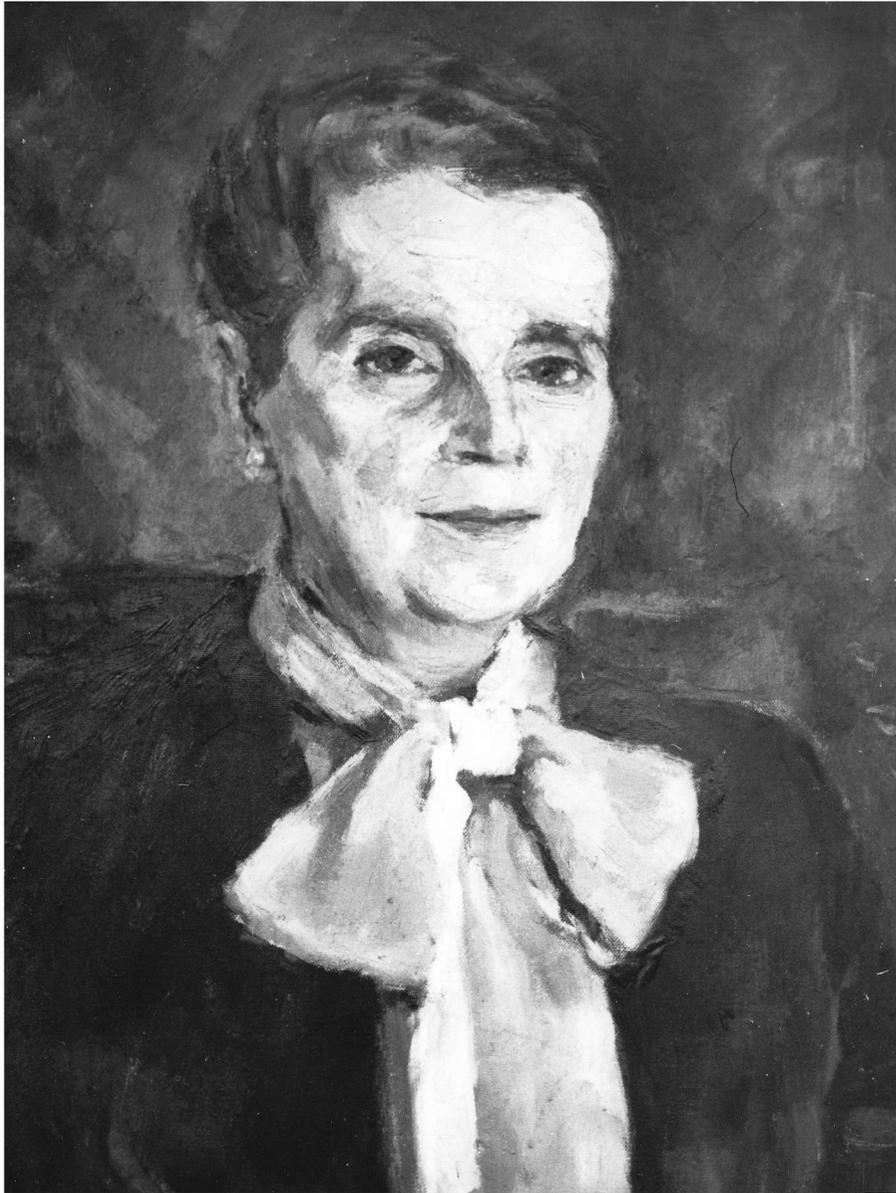
daß er sich schließlich in sie verliebt und um ihre Hand anhält. Die sonst dem Briefroman anhaftende formale Künstlichkeit fällt hier also weg, da die Briefe selbst unmittelbar die Handlung sind.

Wie hätte die Öffentlichkeit reagiert, wenn die Lesmona-Briefe als Roman bezeichnet worden wären oder die Echtheitsversicherung gefehlt hätte? Ganz bestimmt hätten sie auch dann ihr Publikum gefunden, weil der Erlebnishintergrund auch so zu erkennen ist. Mit anderen Worten: der Typus des Briefromans erweist sich auch hier noch einmal als glücklich erfüllt. Die Briefform nimmt diese Geschichte so zwanglos in sich auf, daß auch ein Bekenntnis zu dieser Form ihr nicht geschadet hätte. Das soll nicht heißen, daß sich nicht auch eine andere Form hätte denken lassen. Mancher mag sich im nachhinein wünschen, Magda Pauli hätte ihre Briefe unverändert gelassen und ihnen ihre Ergänzungen und Kommentare in extra Abschnitten – etwa in Form von Tagebuchaufzeichnungen – hinzugefügt. In den Versen von Alphonse de Lamartine, die sie ihrem Buch als Motto voranstellt (übrigens, typisch für sie, aus dem Gedächtnis zitiert, korrekt lauten sie etwas anders), heißt es nicht zu unrecht, daß im Buch des Lebens nichts weggelassen oder nachgetragen werden könne, sondern alles von selbst und nur einmal an die Reihe komme, die schönste ebenso wie die bedrückendste Seite. Hätte sie ihre Briefe in diesem Sinne als unabänderlich angesehen und sich nur zu erklären versucht, warum sie sie so und nicht anders geschrieben hat, wer weiß, sie hätte sich dann auch wohl strenger über ihr damaliges Verhalten Rechenschaft ablegen müssen, als es so, im nur nochmaligen Eintauchen in die Briefperspektive, der Fall war.

Doch was will man? Hätte sie dies gekonnt, sie hätte die Briefe unveröffentlicht gelassen, sie hätte sie einfach verbrannt. Ihre Beschäftigung mit ihnen hatte nur den Grund, daß sie mit ihrem Schicksal nicht fertig geworden war. Deshalb auch ihre relativ nüchternen Bekenntnisse zu diesem Lebensabschnitt – siehe ihren Brief an Thomas Mann –, als sie diese Arbeit hinter sich hatte. Die Sache war damit eben wirklich für sie abgetan. Rechten wir also nicht mit ihr, daß sie uns diese Briefe nur so überlassen hat. Denn ein schönes kulturgeschichtliches Zeugnis sind sie allemal und die Botschaft von einem lebenswürdigen Menschen auch, niemand wird je bedauern, sie kennengelernt zu haben. Und daß jetzt auch sichtbar geworden ist, daß sie bearbeitet worden sind – ist es nicht so, daß man sie erst dadurch wirklich versteht?



(42) Ehepaar Pauli 1929 in Marienbad



(43) Magda Pauli 1935 (gemalt von Gustav Tolle)



(44) Agnesstraße 52, erster Stock: Magda Paulis Hamburger Wohnung
von 1940 bis 1970

5.12.65.

Hamburg 39
Agnesstr. 52

Lieber Herrmann Bien!

So nennst Du Dich immer als kleines
Junge & da ich das so reizvoll fand,
habe ich es immer noch im Gedächtnis.
Deine Eltern hatte ich sehr lieb & beson-
ders Dein Vater stand mir sehr nahe.
Das kannst Du in meinem Lesemonat
Buch noch lesen! Das Diner bei Hillmann
das Du erwähnst, war ein Ball von 120
Personen, welchen Deine Eltern & wir
zusammen gaben. Auf jedem Tisch
stand eine Schale mit Parara Veilchen.
Am folg. Sonntag waren wir zum
Tee an der Contrescarpe bei Deinen
Eltern, wo auch Fabers waren.
Long long ago! — Vom Tod
Deiner lieben Schwiegermutter
hörte ich sehr verspätet. Sie war
eine so begaubernde Frau! Ich



(45) Brief der 90jährigen Magda Pauli an Hermann Grobien, den Sohn
ihres Jugendfreundes Max

(46) Magda Pauli mit 90 Jahren



(47) Das Paulische Grab auf dem Riensberger Friedhof